



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Leben im Universum des Lärms

*„Menschen sind wir, Menschen!
Schlecht und gut! Gut und schlecht!
Nichts anderes als Menschen.“*

(Joseph Roth)

Ein im Rollstuhl sitzender Bettler rollt auf einen Mann zu, der an einem Stehtisch vor einer Bäckerei einen Kaffee trinkt. Ob er ein bisschen Kleingeld oder Zigaretten für ihn habe. Der Mann sieht zu ihm hin und sagte: „Meine Frau gibt dir immer etwas. Das is sone kleine Blonde, die sieht dich oft und gibt dir jedes Mal etwas.“ „Is gut, grüß sie schön und vielen Dank auch“, sagt der Bettler und rollt weiter. Ich höre ihn vor sich hinbrubbeln: „Ich glaub dem kein Wort, dem alten Geizkragen. Der hat wahrscheinlich gar keine Frau.“

Ein paar Meter weiter hat jemand mit schwarzem Filzstift auf die Rückseite eines der letzten Briefkästen geschrieben: *Unsere Realität macht krank.*

Zu den angenehmen Begleiterscheinungen des Lockdowns gehörte, dass es für einige Wochen ruhiger wurde in der Stadt. Die Welt war gedämpft wie an einem Wintermorgen, wenn es über

Nacht geschneit hat. Mit der Normalität kam auch der Lärm zurück. Intellektuelle sind der Einsamkeit und der Stille zugetan, und so bin auch ich kein Freund der Normalität und des Lärms. Ich kann nicht verstehen, dass man den Lärm für eine Begleiterscheinung des Lebens oder gar für ein Zeichen von Lebendigkeit hält. Natürlich erzeugt der Vollzug des Lebens Geräusche, aber das ist etwas anderes als jener Lärm, der mit der kapitalistischen Modernisierung und Industrialisierung in und über die Welt kam. Seitdem sind wir dem Einbruch von Maschinen- und Motorenlärm hilflos ausgeliefert. Der Lärm ist die akustische Begleitung des kapitalistischen Fortschritts.



Bild von [c_badeja](#) auf [Pixabay](#)

Seit einigen Jahren ist die ganze Stadt eine einzige Baustelle. Kaum ist eine Baustelle beendet, wird daneben eine neue aufgemacht. Seit Tagen wird in meiner Nachbarschaft ein altes Haus entkernt. Pressluftbohrer lärmen, Bauschutt rutscht durch eine Röhre nach unten und kracht in einen Container. Irgendein Gerät erzeugt einen hohen Pfeifton, der meinem Tinnitus ähnelt und mich in den Wahnsinn treibt.

Gegenüber hat sich jemand einen Soundgenerator in sein Auto einbauen lassen. Das macht natürlich nur Sinn, wenn man das der Mitwelt auch zu Gehör bringt. Und das tut der Mann nun jeden Tag einige Male. Es scheint ihm ein gutes Gefühl zu bescheren. Warum zum Teufel kann man nicht wenigstens diesen unnötigen, überschüssigen Lärm verbieten? Als wäre es nicht ohnehin schon laut genug. Müssen Laubbläser sein? Sie sind nicht nur laut, sondern auch ökologisch ein Desaster. Warum kehren wir nicht zurück zu Rechen und Reisigbesen, mit deren Hilfe man dieselbe Arbeit sehr viel leiser und umweltfreundlicher und ebenso effizient verrichten kann?

Abends verwandelt sich der Anlagenring in eine Rennstrecke. Einheimische und migrantische Jungmänner präsentieren stolz ihre aufgedonneten Limousinen, meist schwarz und mit getönten Scheiben. Die ganze Stadt dröhnt von den Motoren. Einen besonderen Kick vermitteln künstlich erzeugte Fehlzündungen. Wie muss es um ein männliches Selbstwertgefühl bestellt sein, wenn es solcher Hilfsmittel und Prothesen bedarf? Manchmal stehen ganze Gruppen junger Männer um ein neu erworbenes Auto herum und bestaunen seine technischen Finessen und sein Design. Autos sind Viagra fürs schwächelnde männliche Selbstwertgefühl. Oft gehen die Mütter putzen, damit die Söhne die Leasingraten für ihre Luxusschlitten bezahlen und sich abends auf der Rennstrecke sehen lassen können.

Auf der Straße brüllen die Leute in ihre Handys hinein, als müssten sie die Entfernung zum Gesprächspartner stimmlich überbrücken. Neuerdings reden die Leute an ihre Smartphones hin, die sie wie eine Scheibe Brot vor ihren Mund halten. Aus den Rucksäcken dringt Techno- oder Rap-Gedröhne. Man könnte seine Musik auch für sich allein über Kopfhörer hören, aber ein akustischer Ableger des grassierenden Narzissmus sorgt dafür, dass man möchte, dass alle Welt von den eigenen musikalischen Vorlieben Kenntnis nimmt. Auch in den Kanus auf der Lahn werden Bluetooth-Boxen mitgeführt. Statt sich am Vogelgezwitscher zu erfreuen, wird der Luftraum über dem Fluss mit scheußlicher Musik ausgefüllt. Die Motorräder werden immer zahlreicher, PS-stärker und lauter.

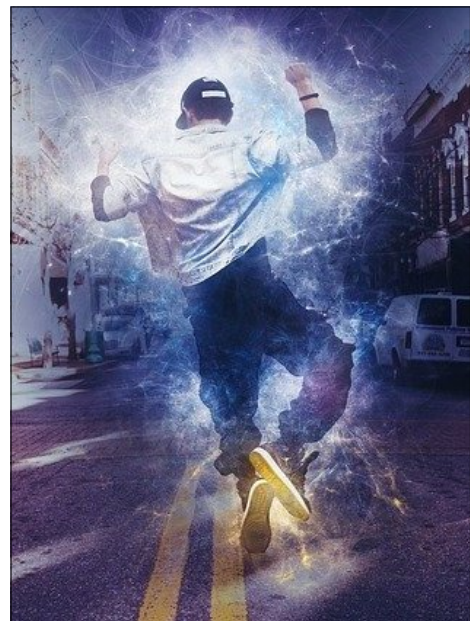


Bild von [Pete Linforth](#) auf [Pixabay](#)

Könnte man nicht den vielgerühmten deutschen Ingenieursgeist darauf verwenden, den Lärm, den Motorräder verursachen, so weit wie möglich zu dämpfen, statt den Bikern Hilfsmittel zu liefern, mit denen man sie noch lauter machen kann? SUVs und schwarze Limousinen, für sich genommen schon schlimm genug, entwickeln sich durch mächtige Musikanlagen in „Klangbomben“, wie es der unvergessene Philip Roth einmal ausgedrückt hat.

Hab ich noch irgendeine akustische Landplage vergessen? Ja doch: die Nachbarn. Nicht alle natürlich, aber doch einige. Bis in die frühen Morgenstunden des heutigen Sonntags hat eine Wohngemeinschaft in einem der Nachbarhäuser auf dem Balkon gefeiert und sich und die ganze Umgebung mit lauter Musik beschallt. Die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, das heißt sich zu fragen, was das eigene Handeln für Auswirkungen auf die anderen hat, bildet sich zurück oder wird erst gar nicht mehr entwickelt. Im Zeitalter des Narzissmus und des entfesselten Marktes wird ein Motiv menschlichen Handelns treibhausmäßig gefördert: das der individuellen Nutzenmaximierung. Alle anderen verkümmern. Die WG-Mitglieder sagen sich

also: „Wir wollen unseren Spaß haben, was das mit den anderen macht, geht uns am Arsch vorbei!“ Was aber soll eine Gesellschaft, deren kategorischer Imperativ die Bereicherung ist und die aus lauter Egoisten besteht, zusammenhalten? Es wird am Ende nichts bleiben außer Gewalt.

Der Lärm nimmt keinen Anfang und findet kein Ende. Ständiger Lärm versetzt den Körper in einen Alarmzustand. Das Herz pumpt verzweifelt, die Haut und verschiedene Organe ziehen sich zusammen. Damit ruft der Lärm uns die Herkunft seines Namens ins Gedächtnis. Das Wort „Lärm“ leitet sich etymologisch vom italienischen Ausruf „all’arma“ ab, der soviel bedeutete wie: „zu den Waffen!“ Dieser Ruf war vor allem in den Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts in Gebrauch, aber auch wir Heutigen werden durch *Lärm* zu den Waffen gerufen, *alarmiert*, aber zu welchen Waffen sollen wir greifen und gegen wen sie kehren? Uns bleibt gegen Lärm-Attacken nur eine hilflose Defensive: Plastik- oder Wachsstöpsel – mit begrenzter Wirksamkeit und den bekannten Nachteilen. Die Unmöglichkeit, auf eine im Grunde unerträgliche Situation mittels Angriff oder Flucht zu reagieren, wird zur Quelle von Stress, der auf Dauer krank macht. Der Stress ist ein sprachloser Schmerz, der keine Geschichten macht und keine Ideen schenkt. Widerstand scheint sinn- und zwecklos. Gegen wen sollen sich unsere diffuse Wut richten? Der dänische Philosoph Kierkegaard hielt für die unter dem Lärm des Fortschritts Leidenden den Rat bereit: „Wenn ich Arzt wäre und man mich fragte: Was rätst Du? Ich würde antworten: Schaffe Schweigen.“

Inzwischen ist der Kierkegaard-sche Rat in der Ratgeberliteratur und auf den Lifestyle-Seiten der Zeitschriften angekommen. Medien, Wissenschaft und Medizin entdecken die Stille. Gestresste Manager und Banker ziehen sich in Klöster und zu Schweigertreats nach Nepal zurück. Lärmgeplagten



Bild von [Daniel Kirsch](#) auf [Pixabay](#)

Großstädtern wird das „Waldbaden“ als Therapie empfohlen. Das Erleben von Stille und Natur senke den Blutdruck, heißt es, steigere das körperliche Wohlbefinden und Sorge für emotionale Ausgeglichenheit. Nichts entgeht der Verwurstung und der Indienstnahme. Wir sollen die Stille aufsuchen, um den Lärm besser ertragen zu können. Statt das Tempo zu drosseln, den Lärm zu reduzieren und die Arbeit menschenförmig zu gestalten, hält sich der entfesselte Kapitalismus am Leben, indem er sich noch die letzten Reservate einverleibt, in denen sich bislang eine alternative Logik durchgehalten hat. Je brutaler es in der Sphäre der Arbeit zugeht und je mehr die Mitarbeiter aufeinander gehetzt werden, desto mehr ist in den Leitbildern der Firmen von wechselseitiger Wertschätzung und Achtsamkeit die Rede.



Bild von [Philipp Falkenhagen](#) auf [Pixabay](#)

Heute Morgen war ich in der Lahn schwimmen. Ein Staren-Schwarm war unterwegs, eine Wolke aus schwarz gefiederten Vogelleibern, die von einer geheimnisvollen Choreographie dirigiert wurden. Die blitzartige Gleichzeitigkeit in der Reaktion Hunderter, manchmal Tausender von Vögeln - und das bei hoher Geschwindigkeit - bleibt glücklicherweise ein Rätsel. Die Wissenschaft möchte zu gern herausfinden, wie Vögel und Fische sich in Schwärmen bewegen, aber sie haben das Geheimnis bisher nicht lüften können. Höchstwahrscheinlich ist es, wie so oft, für das Militär von Interesse. Ich denke, dass wir nicht in alles die Nase hineinstecken und Vögel und Fische in Ruhe lassen sollten. Manche Sachen gehen uns einfach nichts an, basta! Die Wissenschaft wird aber nicht eher ruhen, bis der letzte Star und Spatz bringt und mit einem Sender ausgestattet ist. „Meine“ Stare nahmen erst einmal ein Bad in einem Tümpel in der Lahnaue, stiegen dann auf ein geheimes Signal hin auf und ließen sich in einer Wiese nieder, wo sie nach Nahrung suchten. Im Gras war nichts mehr von ihnen zu sehen, aber man hörte sie weithin. Sie rufen, pfeifen, schnalzen und schnurren, dass es nur so seine Bewandnis hat. Dann zurück zum Tümpel, ein weiteres Bad nehmen und einen Schluck trinken. Als ich schwamm, zogen sie über mir dahin und ließen sich in den Bäumen am Ufer nieder. Ihr Gesang, der eher ein fortwährendes Schwätzen ist, lag in der Luft über der Lahn. 2018 war der Star Vogel des Jahres. Wann immer einem Vogel diese Auszeichnung zuteil wird, weiß man, dass es nicht gut um ihn bestellt ist. Der Star genießt jedenfalls meine volle Sympathie, und ich hoffe, dass er schlau genug ist, sich dem Aussterben durch irgendwelche Tricks zu entziehen. Im Augenblick plündern sie mit Vorliebe die Kirschbäume, deren reife Früchte sie über alles schätzen. Sie nehmen ihren flüggen Nachwuchs mit und füttern ihn an Ort und Stelle. Sie verteilen die Früchte weiträumig in der Gegend und versorgen auf diese Weise auch andere Tiere mit Nahrung.

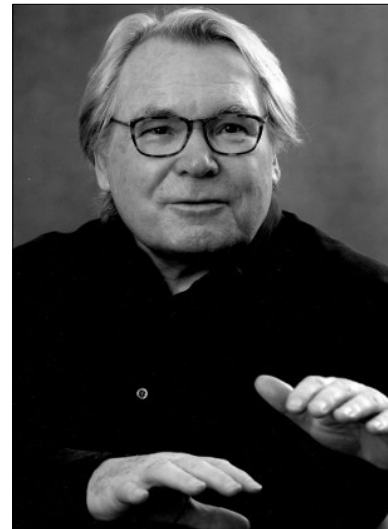
Hab gestern Nachmittag an der Lahn gesessen und Negts Abschiedsvorlesung nochmal gelesen. Bei der im Juli 2002 gehaltenen Vorlesung über *Kant und Marx* saß der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder in einer der vorderen Reihen. Negt sagt da unter anderem, sicher auch an Schröders Adresse gerichtet: „Nun befinden wir uns in einer Periode, in der die Kapital- und Marktlogik absolut dominiert. Die soziale Marktwirtschaft war ja nicht ein Ergebnis der Marktwirtschaft, sondern *gegen* sie gerichtet, um die Angstpotentiale in der Gesellschaft zu mindern und die Menschen für Demokratie zu gewinnen.“

Als ich unlängst in einem Text mal wieder Oskar Negt zitiert hatte, schrieb ein Leser in einem Kommentar: „Insgesamt würde ich die Einschätzung des Autors teilen, dass der Siegeszug des Neoliberalismus die wesentlichen Voraussetzungen für den zu beobachtenden Zerfall der bundesrepublikanischen Gesellschaft geschaffen hat. Es bleibt allerdings anzumerken, dass der von ihm zitierte Soziologe Oskar Negt sich meines Wissens nie von seinem Duzfreund Schröder öffentlich distanziert hat, der im wesentlichen in den rot-grünen Jahren die Grundlagen des Sozialstaats geschleift hat mit seinen Sozial- und Wirtschaftsreformen. Falls dem nicht so wäre, lasse ich mich gern eines besseren belehren.“

Ich habe dem Leser wie folgt geantwortet:

Da Oskar Negt häufig auf seine Beziehung zu Schröder angesprochen wird, hat er sich im zweiten Band seiner Autobiographie, der „Erfahrungsspuren“ heißt, ab Seite 272 dazu geäußert. Gegen Ende des Kapitels über seine Erfahrungen mit „philosophischer Politikberatung“ heißt es: „Wie sollte ich auf den Gedanken kommen, eine Freundschaft mit einem Menschen aufzukündigen, nur weil er Bundeskanzler geworden ist und politische Fehler gemacht hat?“ Er neigt dazu, „persönliche Freundschaftsbeziehungen nie vollständig in politischen Überzeugungen aufgehen zu lassen“.

Und warum sollte ich Oskar Negt nicht mehr wertschätzen und zitieren, bloß weil er mit jemandem befreundet ist, der eine miese neoliberale Politik gemacht hat? Was sagt der Umstand, dass Negt mit Schröder befreundet war und ist, gegen den Wahrheitsgehalt der Negt'schen Sätze? Ich fühle mich in dieser Atmosphäre der Ambivalenz irgendwie heimisch, und mir ist die Negt'sche Haltung zutiefst sympathisch. Wir sind alle prozessierende Widersprüche. Widersprüche muss man aushalten können, das gehört zum Leben. Das Streben nach Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit führt zu Fanatismus und Engstirnigkeit.



Oskar Negt

Foto: Maoista-bodhisattva / CC BY-SA
(<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>)
Quelle: [wikimedia](#)

Der Leser bedankte sich für meine Antwort, verwahrte sich aber gegen den Fanatismus-Verdacht. Er habe sich vorgenommen, die beiden Bände der Negt'schen Autobiographie bald zu lesen. Wie man sieht, kann man auch so miteinander umgehen.

In den Zeiten des Corona-Lockdowns, als die Leute die Ausgangsbeschränkungen für eine Weile ernst nahmen, kam ich auf dem Rad von einem Ausflug an die Lahn zurück. Ich fuhr durch eine kleine Gasse hinter dem Stadtkirchenturm. Eine junge Frau saß im offenen Fenster und beugte sich zu einer Mülltonne herab, die auf dem Gehsteig unter dem Fenster stand. Sie wollte ein Zeitung in die blaue Tonne werfen und musste sich beinahe artistisch verbiegen, um an sie heranzukommen. Im Vorbeifahren fragte ich, ob ich hier helfen sollte. „Nein danke“, sagte sie freundlich, „aber das ist meine tägliche Challenge.“

Zu Hause angekommen, musste ich nachschlagen, was eine „Challenge“ ist. Ich erfuhr bei meiner Recherche, dass junge Leute sich heutzutage ständig solchen selbst auferlegten „Herausforderungen“ stellen. Ihr Leben scheint derart ereignisarm, dass sie solcher synthetisch erzeugten Bewährungsproben bedürfen, um ein Gefühl zu existieren hervorzurufen. Früher war das Leben selbst eine permanente Herausforderung, da bedurfte es solcher Mätzchen nicht. Eigenartig, was für Sumpflüten die Konsum- und Erlebnisgesellschaft hervorbringt.

Letzten Sonntag sah ich in der FAZ einen Cartoon, der zwei Teenies zeigt, die mit Corona-Abstand auf einer Parkbank sitzen und auf ihre Smartphones starren. Der Junge sagt: „35 Corona-Gefahrenkontakte, und Du?“ Das Mädchen antwortet: „Mist, nur 32!“



Mit dem E-Bike unterwegs

Bild von [Jean-Paul BREHAUT](#) auf [Pixabay](#)

Dass Radfahrer nicht per se bessere Menschen sind, davon kann man sich jeden Tag überzeugen, wenn man in der Stadt unterwegs ist. Es gibt unglaublich viele eilige, rasende Radfahrer, die im Grunde verhinderte Autofahrer sind. Sie verwandeln das Rad aus einem im Prinzip friedlichen, konvivialen Fortbewegungsmittel in ein Mittel im Kampf ums Dasein, des sozialdarwinistischen Hauens und Stechens. Sie tragen ein hohes Maß an

Aggressivität in den Radverkehr, überholen einen mit affenartiger Geschwindigkeit auf allen Seiten. Sie klingeln, was sie stört, aus dem Weg, und wenn sie keine Klingel haben, brüllen sie sich den Weg frei. In der Fußgängerzone benutzen sie die Passanten als Slalomstangen. Neulich wartete ich an einer Ampel, der Gepäckträger war mit Einkäufen schwer beladen. Als die Ampel auf Grün sprang und ich nicht sofort los sprintete, ranzte mich von hinten ein jun-

ger Mann an: „Nicht einschlafen, Opa!“ *Konvivial* nannte Ivan Illich technische Hilfsmittel, die vernünftigen Wachstumsbeschränkungen unterliegen. Das Fahrrad ermöglicht eine aus eigener Kraft betriebene Mobilität, die darin zugleich ihre Begrenzung findet. Diese Begrenzung wird durch die elektrische Verstärkung tendenziell aufgehoben. Die elektrische Verstärkung unterstellt das Fahrrad der Logik der Beschleunigung und der Zeitersparnis und beraubt es damit seiner emanzipatorischen Qualitäten. Es wird Teil eines notdürftig übertünchten allgemeinen Kriegszustands, in den sich unser Alltagsleben verwandelt hat. Die martialische Aufmachung vieler Radfahrer verwandelt sie auch äußerlich in Krieger - mit Helmen und Visieren, Arm- und Knieschonern. Ein holländischer Freund sagte mal zu mir, als wir behelmte deutsche Radfahrer sahen: „Immer wenn ihr Deutschen nach Holland kommt, tragt ihr Helme.“

Ich habe Freunde und Bekannte, die scheinen anzunehmen, dass das, was sie „Verkehrswende“ nennen, uns auf dem Weg zu einer befreiten Gesellschaft einen großen Schritt voranbringen wird. Sie haben sich ganz dem Kampf für eine autofreie Stadt und für die Einrichtung von



Finanzplatz Frankfurt

Bild von [Leonhard Niederwimmer](#) auf [Pixabay](#)

Fahrradstraßen verschrieben. Ich unterstütze diesen Kampf, weil er nach Maßgabe einer ökologischen Vernunft richtig ist, bin aber skeptisch, ob uns das einer befreiten Gesellschaft näher bringt. Auch eine Gesellschaft von lauter schwulen und diversen Radfahrern und Radfahrerinnen würde am kapitalistischen Charakter der Gesellschaft nichts ändern. Ein grüner, digitaler Kapitalismus könnte sich durchaus von den fossilen Brennstoffen

und vom Verbrennungsmotor verabschieden und voll und ganz auf neue Formen der Mobilität setzen. Aber noch der schönste und gendergerechteste Kapitalismus bleibt Kapitalismus. Anders gesagt: Nicht die Art Weise, wie die Menschen sich fortbewegen und welche Identität sie sich geben, entscheidet über den Charakter einer Gesellschaft, sondern die Art Weise, wie produziert und der produzierte Reichtum verteilt wird. Solange die Produktion eine kapitalistische ist, werden die wesentlichen Entscheidungen unter dem Aspekt der Profitrate getroffen. Woraus dieser Profit geschlagen wird, ist dem Kapital im Prinzip egal. Gerade die menschliche Speerspitze der digitalen Revolution, auf die das Kapital nun zu setzen scheint, bewegt sich auf Rennrädern durch die Städte, ernährt sich vegan und besitzt eine fluide Identität. Arthur Rimbauds einst skandalöse Behauptung: „Ich ist ein anderer“, mit der er seinen Ausbruch

aus dem Gefängnis der bürgerlichen Identität vorbereitete, gehört heute zu den Verhaltensanforderungen des neoliberalen Zeitalters und zur psychischen Grundausstattung des *flexiblen Menschen*, den Richard Sennett bereits vor über zwanzig Jahren als den neuen Sozialcharakter beschrieben hat. Das privilegierte Fortbewegungsmittel des flexiblen Menschen ist das Rad, der E-Skooter und das Skateboard. Mit der Frage, welche Rolle die Partei *Die Grünen* beim Übergang zu einer neuen kapitalistischen Entwicklungsstufe spielen, habe ich mich in einem längeren Essay beschäftigt, der „Hype oder Kairos“ heißt und vor zwei Jahren im Magazin *Auswege* erschienen ist: <https://www.magazin-auswege.de/2018/11/hype-oder-kairos-thesen-zum-hoehenflug-der-gruenen/>

Heute Mittag hatte ich einen Termin bei meinem alten Freund Harald, der im Gießener Hinterland eine kleine KFZ-Werkstatt betreibt. Während er meinen Außenspiegel erneuerte, durfte ich mir im Garten köstliche Kirschen pflücken. Am Abend vorher, berichteten Harald und sein Sohn, war im Dorf jemand bei einem Kirschkern-Weitspuck-Wettbewerb über das Geländer des Balkons auf den Hof hinunter gestürzt und ziemlich schwer verletzt worden. „Sei also beim Spucken vorsichtig“, wurde ich zum Schluss ermahnt. Der Heimweg führte mich am Dünsberg vorbei, und ich beschloss, den Berg mal wieder zu besteigen. Es ist ein Berg, dessen Geschichte mich demütig werden lässt. Wir scheuen ja die Aura solch alter Begriffe, aber wenn ich daran denke, dass der Gipfel dieses Berges vor 2300 Jahren von circa 2.000 Menschen bewohnt war und die Spuren der Besiedelung bis 3.500 Jahre vor Christi Geburt zurückreichen, werde ich meiner Zwergenhaftigkeit inne. Drei heute noch erkennbare Wälle zeugen von der Existenz eines keltischen Oppidums, das die Römer etwa im Jahr zehn vor Christi eroberten. Seit ich von dieser Geschichte weiß, versuche ich mir beim Besteigen des Berges vorzustellen, wie keltisches Leben vor über 2.000 Jahren ausgesehen haben mag. Mich verbindet mit diesem Berg eine lange und innige Geschichte, von der ein andermal berichtet werden soll. Erwähnen möchte ich nur, dass ich es als Verschandlung, ja beinahe als Entweihung erlebte, als man Mitte der 1970er Jahre auf seinem Gipfel einen gigantischen Fernmeldeturm errichtete und zu diesem Zweck eine asphaltierte Straße anlegte, die sich um den ganzen Berg herumzieht und ihn zerschneidet.

Unweit der Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt und die als Frontispiz meine Durchhalteprosa zierte, begegnete ich an diesem Montag einem Ehepaar. Wir grüßten uns und kamen unter Fremden ins Gespräch, wie es im Wald gelegentlich noch vorkommt. Sie waren ein freundlich wirkendes Paar in meinem Alter. Sie war vielleicht Grundschullehrerin, er Apotheker oder Steuerberater. Auf dem Gipfel des Dünsbergs gibt es eine Gaststätte, deren Biergarten im Sommer eine hohe Anziehungskraft ausübt. Sie berichteten, dass die Corona-Maßnahmen ihn total verschandelt hätten. Überall rot-weiße Absperrbänder, Bauzäune und auf den Boden geklebte Abstandsmarkierungen. Die Hälfte der Sitzgelegenheiten sei gesperrt und mit Plastikbändern abgeklebt. „Mir sind solche Einschränkungen lieber



Bild von [Mabel Amber](#) auf [Pixabay](#)

als eine zweite Infektionswelle“, warf ich ein. Damit hatte ich das Stichwort geliefert, auf das der Mann offenbar gewartet hatte.

„Natürlich bekommen wir im Herbst eine der üblichen Grippewellen, aber mehr auch nicht. Sie glauben doch hoffentlich nicht den Blödsinn, den uns die Regierung und die von ihr gesteuerten Mainstream-Medien erzählen? Wir werden seit Monaten nach Strich und Faden belogen. Seit dem Krieg hat es so eine Lügenkampagne nicht gegeben. Corona existiert nicht, es ist eine Erfindung der Regierung und interessierter Kreise. Aber wenn man sich nur bei ARD und ZDF und den Staats-Virologen informiert, ist es natürlich kein Wunder, dass Sie diesen Mist glauben.“ Er schaute mich mitleidig an, wie jemanden, der dem Enkeltrick auf den Leim gegangen ist. Seine Suada wäre wahrscheinlich noch endlos weitergegangen, hätte seine Frau ihn nicht irgendwann beim Arm gepackt und gesagt: „Komm, lass uns gehen. Soll er doch glauben, was er will.“ Sie hätte auch sagen können: Lass ihn doch, den alten Deppen! Sie gingen hinab, ich weiter hinauf.

Davon abgesehen war es oben rund ums Gasthaus tatsächlich nicht schön. Man hätte es besser und ein bisschen liebevoller machen können. Es wirkte tatsächlich wie auf einer rasch abgesperrten Baustelle. „Ästhetisch gesehen ein Desaster“, würde Gerhard Polt sagen. Wartezonen, Korridore zum Anstehen bei der Getränke- und Essensausgabe. Lieblos hatte man den Anforderungen Genüge getan. Es lud tatsächlich nicht zum Verweilen ein. Da Ruhetag war, war ich der einzige Mensch weit und breit. Ich ließ mich nieder, um zu lesen. Auf dem Rückweg machte ich bei Noahs Irrtum halt, setzte mich auf den Rand des Bootes und machte mir Notizen. Dann sammelte ich noch Kräuter und fuhr nach Hause.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)